

Wenn ich ein Vöglein wär ... Der Status der Emotionalität im Modalfeld des Deutschen

Die Analyse der verbalen Modusformen im Volkslied „Wenn ich ein Vöglein wär“ macht deutlich, dass der Konjunktiv II nicht nur als Modus irrealis fungiert, sondern auch Informationen über die Emotion(en) des lyrischen Ichs gibt. Noch deutlicher wird der Zusammenhang von epistemischer Modalität und Emotionalität in der Parodie des Volksliedes von Heinrich Heine. Dazu kommt die semantische Funktion des Diminutivsuffixes *-lein*, das ebenfalls über Emotionen informiert. Dadurch wird klar, dass Emotionalität ebenfalls eine subjektive Stellungnahme des Sprecher-Ichs zum verbalisierten Sachverhalt ist. Emotionalität kann somit als eine Art von Modalität verstanden werden.

Schlüsselwörter: Emotionalität, Modalität, Modalfeld

The Status of Emotionality in the German Modal Field

The analysis of the verbal forms of moods in the folk song „Wenn ich ein Vöglein wär“ makes evident that the German subjunctive II (Konjunktiv II) does not only function as a modus irrealis; it also informs about the emotion(s) of the lyrical I. The coherence between the epistemic modality and emotionality gets more obvious in the parody of the folk song by Heinrich Heine. The semantic function of the diminutive suffix *-lein* adds informations about emotions. This makes it clear that emotionality is also a subjective statement of the speaker's views on the verbalized facts. Therefore emotionality can be understood as a kind of modality.

Keywords: emotionality, modality, modal field

Author: Norbert Richard Wolf, University of Würzburg, Am Hubland, D-97074 Würzburg, Germany, e-mail: nrwolf@t-online.de

Received: 17.1.2020

Accepted: 6.3.2020

Ich beginne mit einem bekannten deutschen Volkslied, mit dem – wie mein Lehrer Johannes Erben des Öfteren erzählt hat – der berühmte französische Sprachwissenschaftler Jean Fourquet die Hauptfunktion des Konjunktivs II erklärt hat:

1. Wenn ich ein Vöglein wär,
2. Und auch zwey Flüglein hätt',
3. Flög ich zu dir;
4. Weil es aber nicht kann seyn,
5. Bleib ich allhier.

Dieses Lied wurde durch die Umdichtung und Publikation Johann Gottfried Herders populär und ein ‚Volkslied‘, das sich seit der Veröffentlichung im Jahre 1778 durchgehend großer Beliebtheit, auch bei Grammatikern, erfreut. Es wurde in der Herder’schen Fassung auch in die Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ aufgenommen.

Hier geht es um die erste Strophe: Die fünf Verse dieser Strophe bestehen aus zwei Satzgefügen, die in Herders Ausgabe durch ein Semikolon voneinander getrennt sind. Zunächst sehen wir ein irreales Konditionalgefüge, darauf folgt ein Kausalgefüge. Beide Nebensatztypen signalisieren kausale Relationen: Ein Kausalsatz drückt einen „wirklichen Grund“ aus, ein Konditionalsatz einen „möglichen Grund“ (Erben 1972: 205 f.) Der *wenn*-Satz formuliert also einen „Sachverhalt, dessen Existenz Voraussetzung für die Existenz eines anderen Sachverhalts ist, ohne diesen notwendig hervorzubringen“ (Wolfdietrich Hartung, zit. Erben 1972: 205). In unserem Fall drückt der Konditionalsatz aus, dass das Ich als Vogel mit zwei Flügeln zu einem Du flöge, das sich allem Anschein nach weit entfernt befindet. Der Konditionalsatz drückt also die Präsuppositionen aus, unter denen das Hauptsatzgeschehen gilt.

Allerdings informiert uns der Konjunktiv II, der Modus irrealis, dass in unserem Lied die präsupponierten Sachverhalte nicht existieren, nur gedacht und, wie wir sehen werden, gewünscht sind; der Konjunktiv II drückt eine implizite Negierung aus: *Ich bin kein Vöglein, ich habe keine Flüglein*. Mit dem irrealen Konditionalgefüge schafft sich ein Sprecher seine eigentliche Diskurswelt, von der er weiß, dass sie nicht wirklich ist, dass sie nur in seinen Gedanken existiert. Dem steht in den beiden folgenden Versen die Realität gegenüber: *Weil es aber nicht kann seyn, / Bleib ich allhier*. Der Kausalsatz liefert die reale Welt als Gegenwelt zur gedachten und gewünschten. Der Indikativ ist hier im Kontrast zum vorausgehenden Konjunktiv II die Wirklichkeitsform.

Die zwei Substantive in dieser Strophe, die beide im Konditionalsatz stehen, sind mit dem Suffix *-lein* diminuiert. Diminutiva drücken bekanntlich nicht so sehr eine tatsächliche Kleinheit aus, sondern viel mehr eine emotionale Einstellung. Es ist schon an der ersten Strophe des Liedes erkennbar, dass es sich um ein Liebeslied handelt. Herder hat in seiner Ausgabe dem Text den Titel „Der Flug der Liebe“ (Herder 1778: 67) gegeben, in der Sammlung ‚Des Knaben Wunderhorn‘ dient die erste Zeile als Überschrift (Wunderhorn 1806: 231). Herder versteht den Text als Liebeslied und formuliert in seiner Überschrift das metaphorische Vogel-Konzept. Ein Vogel ist im Gegensatz zum Menschen imstande, sich in die Luft zu erheben; dazu verfügt er über zwei Flügel als Werkzeuge, mit deren Hilfe er sich fliegend fortbewegen kann. Herder lässt in seinem Liedtitel allerdings nicht den Vogel oder das lyrische Ich fliegen, sondern die Liebe. Das lyrische Ich stellt sich vor, was es täte, wenn es ein *Vöglein* wäre: Es würde eine Handlung aus Liebe vollziehen, konkret: zum Du fliegen. Dem Fortbewegungsverb im Konjunktiv *flög ich* steht das „statische“ Verb im Indikativ *bleib ich* gegenüber. Die

gewünschte Fortbewegung bleibt nur gedacht, kann nicht realisiert werden, wird zum Ausdruck „der Sehnsucht eines Menschen [...], dessen Gedanken ständig um die abwesende geliebte Person kreisen“ (URL 1).

Das lyrische Ich nutzt unterschiedliche sprachliche Ausdrücke – die verbalen Modusformen oder Diminutive –, um seine Stellungnahme und seine Bewertung des Sachverhalts, den die Kernproposition *Ich möchte zu dir fliegen* formuliert, abzugeben. Solche Stellungnahmen sind immer subjektiv, d. h. dass sie die Relation des Sprechers zur Proposition wiedergeben und nicht für jedermann gleichermaßen gültig sind.

Mit anderen Worten: „Wenn ich ein Vöglein wär“ ist ein Liebeslied oder, wenn wir die Singbarkeit außer Acht lassen, ein Liebesgedicht. Liebesdichtung lebt immer von der Spannung zwischen Wunsch und Erfüllung. Dies ist ein konstitutives Merkmal von Liebesdichtung, das natürlich auch den Rezipienten eines solchen Textes bekannt und bewusst ist. Derartiges Gattungswissen erlaubt es, mit dem Genre Liebeslyrik und dessen Merkmalen zu spielen. Auf diese Weise kann es zu Parodien kommen, in denen bestimmte Merkmale besonders deutlich zu Tage treten: „Dieses Wissen lässt sich nun bei der Produktion einer entsprechenden Textsorte so modifizieren, dass Textexemplare hervorgebracht werden, die einerseits die üblichen Rezeptionserwartungen einer Textsorte bedienen, die aber andererseits bestimmte Regularitäten brechen und durch die damit entstehende Spannung parodistisch-humoristische Effekte erzielen. Textsortenparodien setzen also die Kenntnis der sprachlichen Regularitäten einer bestimmten Textsorte voraus, verwirklichen sie aber gezielt defektiv und variiert. Somit steht die Parodie mit den prototypischen Textexemplaren einer Textsorte in Kontrast und erzeugt – wenn alles gut geht – den intendierten Effekt: Der Leser lacht“ (Klein 2011: 17).

Das Lachen signalisiert, dass der Leser verstanden hat, welche Merkmale für einen Text oder ein Genre konstitutiv sind und dass diese in der Parodie stark verändert sind oder eine andere Aufgabe als im Ausgangstext übernommen haben. Dies sei hier mit Heinrich Heines Gedicht „Ich steh auf des Berges Spitze“ (Conrady 2008: 450), das 1827 im „Buch der Lieder“ veröffentlicht wurde, veranschaulicht:

Ich steh auf des Berges Spitze,
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!“
Seufz ich viel tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
 So flög ich zu dir, mein Kind,
 Und sänge dir Nachts meine Lieder
 Herab von der grünen Lind.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
 So flög ich gleich an dein Herz;
 Du bist ja hold den Gimpeln,
 Und heilest Gimpelschmerz.

Der irrealer Konditionalsatz der Vorlage ist ein Hauptsatz in Form eines absoluten Nebensatzes: Diese Satzform ist markiert; die Nebensatzform, Einleitewort (Subjunktion *wenn*) und die Endstellung des finiten Verbs, ist das Markierungselement. In den Grammatiken wird in solchen Fällen meistens von einem irrealen Wunsch gesprochen, was einen unerfüllbaren Wunsch meint. Doch stärker als die epistemische Modalität wirkt hier die Emotionalität: Der Sprecher drückt durch so einen Satz sein Bedauern oder seine Enttäuschung darüber aus, dass etwas nicht der Fall ist. Heinrich Heine beendet diesen Satz mit einem Ausrufezeichen, was einerseits den Hauptsatzcharakter hervorhebt und andererseits als graphisches Kennzeichen für die Stimme der mündlichen Sprache anzusehen ist. Das Ausrufezeichen ist ein Signal für Emotionalität.

Der Kontext aber hebt die Emotionalität, die ohnehin erst im dritten Vers geäußert wird, auf. Das Ich situiert sich *auf des Berges Spitze*; der definite Artikel soll wohl andeuten, dass *der Berg* den Lesern bekannt ist, was aber nicht der Fall ist, denn dieser Vers steht am absoluten Textanfang, und *der Berg* ist kein Unikat wie *die Sonne*. Die Position *auf des Berges Spitze* ist der Ort, an dem das Ich *sentimental* wird, wie das Ich überexplizit kundtut. Dem Leser bleibt keine Dekodierungsarbeit, er kann und soll nicht aus der Figurenrede erschließen, welche Gefühle das Ich ausdrücken will. Das Zitat aus dem Volkslied, das ich schon charakterisiert habe, steht als Propositionalergänzung zum Sprechaktverbum *seufzen*, das die Bedeutung „einmal tief u. hörbar ausatmen (vor Kummer, Bangen, Sehnsucht)“ hat und mit einer Propositionalergänzung als Verbum dicendi „etwas seufzend sagen“ (Wahrig 2012) fungieren kann. Auf's Neue ist das sprechende Ich überexplizit, wodurch die ironische Distanz zum erzählten Sachverhalt die Vermutung wenn nicht die Gewissheit nahelegt, dass die geäußerten Emotionen nicht echt, sondern Teil der Inszenierung sind.

Die Literaturwissenschaftlerin Sabine Schneider hat dies präzise beobachtet: „Bei Heine ist es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt: die ‚viel tausendmal‘ hervorgestoßenen Seufzer ‚Wenn ich ein Vöglein wäre!‘ sind bewußt übertreibende Deklamation, die einerseits den Rahmen der Volksliedstrophe sprengt (die Kennzeichnung als Zitat signalisiert schon optisch die innere Distanz; selbstparodierend der Reim zwischen dem Fremdwort und der volksliedhaften Wendung), anderer-

seits aber erst so die eigene Sentimentalität erträglich macht: die in der Erinnerung an das Volkslied aufkommende Sehnsuchtsstimmung des Außenseiters kann sich durch die theatralisch-,ausstellende‘ Geste Luft schaffen, d. h. sich ausleben im Akt der Abwehr; – der fortwährend drohende Absturz in Verzweigung wird reguliert“ (Schneider 1995: 71).

In den drei folgenden Strophen wird das Konditionalgefüge der Vorlage dreimal variiert: Statt des allgemeinen *Vöglein* wird jedesmal ein anderer Vogelname und dessen klischeehafte Tätigkeit genannt. Die Schwalbe baut ein Nest (vgl. das Duett „Machen wir’s den Schwalben nach, bau’n wir uns ein Nest“ aus der Operette „Die Csárdásfürstin“ von Emmerich Kálmán, 1915), die Nachtigall singt ein Lied.

Die letzte Strophe bringt den *Gimpel*. Im Unterschied zu den vorausgehenden Strophen taucht der *Gimpel* dreimal auf, zweimal als Simplex und einmal als erste Konstituente des Heine’schen Hapax legomenon *Gimpelschmerz*. Der Gimpel, in einigen Landschaften wegen seines Aussehens auch *Dompfaff* genannt, ist seit Alters eine Metapher für einen „törichte[n] einfältige[n] Mensch[en]“ (Wahrig 2012). Dieser Topos begegnet schon im ‚Grammatisch-kritischen Wörterbuch‘ von Johann Christoph Adelung, dessen zweiter Band 1796 erschienen ist: „Der Gimpel, [...] ein im gemeinen Leben, besonders Obersachsens und Oberdeutschlandes, übliche Benennung einer Art Dickschnäbler oder Finken, welche in Niedersachsen Dompfaffen genannt werden, [...]. Weil dieser Vogel bey aller seiner Gelehrigkeit sehr einfältig ist, so wird ein einfältiger Mensch in der niedrigen Sprechart auch wohl ein Gimpel genannt“ (Adelung 1796).

Wenn wir die Metapher auflösen, dann können wir paraphrasieren: Wenn ich ein simpler Mensch wäre, dann flöge ich gleich an dein Herz; du bist ja hold den simplen Menschen und heilst den Schmerz simpler Menschen.

Ein Liebesgedicht resp. Liebeslied soll der geliebten Person schmeicheln. Wenn man dieser geliebten Person sagt, dass sie simple Menschen liebt, dann ist das mitnichten schmeichelnd. Die Emotion, die jetzt das Ich äußert, wird mit dem Kompositum *Gimpelschmerz* benannt; dieser *Schmerz*, d. h. die schmerzvolle Emotion, die für simple Menschen kennzeichnend zu sein scheint, wird durch die geliebte Person *geheilt*. Was auf welche Weise geheilt wird, bleibt unausgeführt, auch wenn man vermuten darf, dass die Heilung die Erfüllung des Liebeswunsches bedeutet. Zur Ironie gehört auch der Wechsel vom Konjunktiv II zum Indikativ, dem Modus realis, denn der Sachverhalt, der im Indikativ geschildert wird, kann nicht verwirklicht werden, weil ja das Ich kein Gimpel ist.

Der Autor dieses Gedichts lässt das lyrische Ich ebenfalls Emotionen ausdrücken, dies ohne Zweifel im Rückgriff auf einen damals bekannten Text. Allerdings nutzt Heine die spezielle Darstellungsweise der Ironie, wodurch die ironische Distanz zwischen Autor und den Emotionen des lyrischen Ichs deutlich wird.

Aus diesen ziemlich detaillierten analytischen Beobachtungen ergibt sich:

- Emotionalität ist der Ausdruck von Emotionen oder Gefühlen durch ein sprechendes Individuum. Im Sinn von Karl Bühlers Organonmodell sind emotive Äußerungen expressiv, sie entsprechen der Ausdrucksfunktion des sprachlichen Zeichens.
- „Emotionen sind eine spezielle Form des Erlebens“; das „Erleben ist [...] die innere Seite des Person-Umwelt-Bezugs“ (Fiehler 2010: 19). Die „innere Seite“ dieser Relation erklärt, warum emotive Äußerungen immer subjektiv und individuell sind.
- Emotionen sind Reaktionen auf Ereignisse. Als solche „erfüllen“ sie „primär die Funktion einer wertenden Stellungnahme“; in diesem Sinn kann man „Ärger, Ekel und Freude“ als „prototypische Emotionen“ (Fiehler 2010: 19) ansehen, vor allem wenn man wie Fiehler Alltagsdialoge als Quellen hat.
- Emotionen werden auch sprachlich geäußert. Dazu müssen sprachliche Zeichen vorhanden sein, die die emotiven Äußerungen intersubjektiv verständlich machen.
- Emotive Äußerungen benennen häufig nicht bestimmte Emotionen, sondern drücken nur (positive oder negative) Gefühle aus. Es ist vorrangig die Situation, die Emotionen eindeutig machen kann.

Bis jetzt war viel von Emotionen und Emotionalität die Rede, ohne das genau festgelegt wurde, was nun Emotionen sind (Folgendes nach Wolf 2019: 19–21). Die Definitionsversuche sind mannigfaltig, die beiden großen Monographien von Monika Schwarz-Friesel (2013) und Heike Ortner (2014) dokumentieren dies ausführlich. Nach ausführlichen Zitaten und Referaten kommt Schwarz-Friesel (2013: 55) zu einem Definitionsvorschlag: „Emotionen sind mehrdimensionale, intern repräsentierte und subjektiv erfahrbare Syndromkategorien, die sich vom Individuum ich-bezogen retrospektiv-geistig sowie körperlich registrieren lassen, deren Erfahrungswerte an eine positive oder negative Bewertung gekoppelt sind und die für andere in wahrnehmbaren Ausdrucksvarianten realisiert werden (können)“.

Der Einfachheit letzter Schluss ist diese Definition sicherlich nicht. Insbesondere sprachwissenschaftlich hilft sie nicht viel weiter. Schwarz-Friesel liefert eine Realdefinition, die versucht, die wesentlichen Merkmale des definierten Gegenstandes zusammenzustellen. Diese Merkmale aber kommen aus der Psychologie und sagen für die Sprache kaum etwas aus. Es empfiehlt sich eine Definition nach dem Enumerationsprinzip, das sich im juristischen Bereich schon seit längerem bewährt hat: Ein Begriff wird durch eine Aufzählung (und nicht durch Merkmale) definiert; die Aufzählung kann, aber muss nicht endgültig sein. Somit gilt: Emotionen sind Gefühle wie „Freude, Wut, Liebe, Eifersucht, Stolz, Hass, Verzweiflung, Angst, Neid“ (Ortner 2014: 21).

Diese Definitionsmethode trägt auch der Tatsache Rechnung, dass wir im Alltag Wörter wie *Freude*, *Wut*, *Liebe*, ... verwenden und damit erfolgreich kommunizieren. „Was Liebe von Angst unterscheidet, wissen wir durch unsere Intuition, unsere Lebenserfahrung, unser Weltwissen“ (Ortner 2014: 21) und vor allem durch unser Sprachwissen. Wir brauchen nicht zu wissen, welche hormonellen Vorgänge durch unsere Gefühle ausgelöst werden. Wir brauchen auch nicht zu wissen, in welchem Gehirnareal unsere Emotionen beheimatet sind. Zudem birgt der Rekurs auf die Psychologie eine besondere Gefahr: Wir Sprachwissenschaftler/innen übernehmen, das, was unserem sprachwissenschaftlichen Vor-Urteil entgegenkommt, was uns plausibel erscheint, unabhängig davon, ob das im psychologischen Diskurs relevant ist oder nicht. Wir können aber die Inhalte der sprachlichen Zeichen *Freude*, *Wut*, *Liebe* etc. mit sprachwissenschaftlichen Methoden beschreiben und können umgekehrt auch fragen, mit welchen sprachlichen Zeichen (bestimmte) Emotionen ausgedrückt werden.

Somit können wir festhalten: Emotionalität ist die Versprachlichung von wertenden Gefühlen. Emotionalität wird von Sprechern/innen und Autoren/innen sprachlich (und körperlich) ausgedrückt. Emotionalität ist also eine Form des Ausdrucks des sprechenden Menschen (vgl. dazu Wolf 2008).

Das lyrische Ich im Volkslied „Wenn ich ein Vöglein wär“ nutzt unterschiedliche sprachliche Ausdrücke – die verbalen Modusformen oder das Diminutiv –, um seine Stellungnahme und seine Bewertung des Sachverhalts, den die Kernproposition *Ich möchte zu dir fliegen* formuliert, abzugeben. Solche Stellungnahmen sind immer subjektiv, d. h. dass sie die Relation des Sprechers zur Proposition wiedergeben und nicht für jedermann gleichermaßen gültig sind. Unsere Textanalysen haben zudem gezeigt, dass bestimmte sprachliche Zeichen nicht nur Emotionalität, sondern auch (epistemische) Modalität signalisieren. Der Konjunktiv II fungiert sowohl als Modus irrealis (epistemische Modalität) als auch als Ausdruck des Bedauerns darüber, dass die Erfüllung des Wunsches nicht möglich ist.

Es gibt eine Reihe weiterer Ausdrucksmittel, die epistemische Modalität und Emotionalität formulieren (können). Ich denke hier an ein spezielles Wortbildungsmodell: Mit dem Suffix *-erweise* werden deadjektivische Modalwörter gebildet, die ebenfalls beide semantischen Bereiche ausdrücken können: *logischerweise*, *lobenswerterweise*, *klugerweise*, *normalerweise*, *bedauerlicherweise*, *begreiflicherweise*, *sonderbarerweise*, *erfreulicherweise*, *seltsamerweise*, *wunderbarerweise*, *bewundernswerterweise*, *dankenswerterweise*, *drolligerweise*, *dummerweise*, *ärgerlicherweise*, *erstaunlicherweise*, *fatalerweise*, *groteskerweise*, *irrigerweise*, *leidigerweise*, *lustigerweise*, *pikanterweise*, *richtigerweise*, *unseligerweise* etc. Bei einigen dieser Modalwörter ist oft nicht auszumachen, ob sie epistemische Modalität oder Emotionalität ausdrücken. Einige weitere scheinen zudem voluntative Modalität zu

formulieren, etwa *wünschenswerterweise* oder – ein anderer Bauplan – *hoffentlich*. In der Regel bezeichnen wir die Relation eines Sprechers zu seiner Proposition als Modalität. Und wir wissen, dass es keine Sätze gibt, die nur die Proposition und keinerlei Modalität enthalten.

Der „Flug der Liebe“ hat uns nicht zur geliebten Person, dafür aber zu einem Phänomen geführt, das in der Philosophie und in der Grammatikographie seit Beginn des Nachdenkens über Sprache erörtert und diskutiert wird: bei der Modalität. (Das Folgende nach Wolf 2009: 26 f.). Wilhelm Köller (1995: 39 f.) nennt drei „Denkhorizonte“, in denen man die „Modalitätsproblematik“ behandeln kann und in denen sie behandelt worden ist, was auch die unterschiedlichen und unvereinbar scheinenden Ansätze verständlich macht; im Anschluss an Köller (1995) und in leichter Variation davon möchte ich nennen:

- (1) Der logische Denkhorizont: Unter welchen Bedingungen ist eine Aussage wahr? Leider – oder gottseidank? – gibt es keine sprachlichen Merkmale dafür, ob eine Äußerung wahr oder falsch ist, sodass der logische Denkhorizont im Wesentlichen in der Philosophie beheimatet ist. Dennoch haben auch Sprachwissenschaftler von „alethischer Modalität“ (Jäntti 1989: 12) gesprochen (von griech. ἀλήθεια [alétheia] ‚Wahrheit‘). Ahti Jäntti beruft sich dabei auf den Logiker Georg Henrik von Wright.
- (2) Der ontologische Denkhorizont: Gehören die „thematisierten Sachverhalte in das Reich der Wirklichkeit, der Möglichkeit oder der Notwendigkeit“? Dieser Ansatz findet sich in älteren Grammatiken (etwa Erben 1972 oder in Grepl/Masařík 1974).
- (3) Der kommunikative Denkhorizont: Welche Möglichkeiten hat ein Sprecher, „die jeweiligen Mitteilungsinhalte aus seiner Sicht zu kommentieren oder zu qualifizieren“?

In einem sprachwissenschaftlichen bzw. einem grammatischen Rahmen empfiehlt sich der „kommunikative Denkhorizont“. Wie schon angedeutet, sprechen wir von epistemischer, voluntativer und emotionaler Modalität. Damit schließen wir uns einer sehr alten philosophischen Diskussion an. Für Platon ist die Persönlichkeit eines Menschen, die er „Seele“ (ψυχή) nennt und die er als Prinzip des Lebens versteht, dreigeteilt: „In der ‚Politeia IV‘ „wird die berühmte Tripartition der Seele etabliert, die sich zusammensetzt aus: (1) dem *logistikón*, dem denkenden und lenkenden Teil der Seele, die auf den Erwerb von Wissen und Wahrheit ausgerichtet ist; (2) dem *epithymétikon* als Sitz verschiedener Begierden, die sich auf körperbezogene Lüste und das zu ihrer Gratifikation beitragende (z. B. Geld) beziehen; (3) dem *thymoeides* (jeweils kontextbezogen zu übersetzen als Mut, Eifer oder Zorn, das Sieg- oder Ehrliebende, das zugleich als Instanz der Selbstachtung und in seinem auf Meinung beruhenden Streben als natürlicher Verbündeter der Vernunft konturiert wird“ (Müller 2017: 150).

Die Dreiteilung der Seele lässt sich auf eine einfache Formel bringen: „das Begehrliche (Epithymetikon, ἐπιθυμητικόν), das Sich-Ereifernde (Thymoeides, θυμοειδής) und das Vernünftige (Logistiken, λογιστικόν)“ (Schmitt 2003: 284). Diese drei Seelenteile wurden in der Folge ‚Verstand‘, ‚Wille‘ und ‚Gefühl‘ genannt, was seit der Psychologie des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart geblieben ist. In der Liebeslyrik des hohen und späten Mittelalters begegnet ziemlich häufig die Formel *herz, muot und sin*. Beim sog. Mönch von Salzburg, einem Autor aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts heißt es:

Dich lazzent mein gedank nicht ain,
wann ich dich, frau, vor mēnklich main;
vnd wa ich sust pey frēuden pin.
so ist pey dir hercz, mut vnd sin.
(März 1999: 198, Lied W 6).

Diese Formel kann auch variiert werden:

Hercz, muet, gedangk vnd sin domit
wil ich dir, fraw, czu lecze lan.
(März 1999: 287, Lied W 34).

Lieb, sin vnd hercz nicht von mir ker.
(März 1999: 275, Lied W. 30).

Diese Formel begegnet auch bei Luther und in zahlreichen nachfolgenden protestantischen Kirchenliedern, etwa in einem Lied von dem lutherischen Theologen und Kirchenlieddichter Johann Christian Adami (1662–1715):

Betrübt ist mir Herz, Mut und Sinn,
Weil man führt meinen Jesum hin
(URL 2).

Für Platon aber dürfte gelten: „Etwas der neuzeitlichen Dreiteilung Entsprechendes gibt es bei Platon also innerhalb jedes einzelnen Seelenteils, sie ist nicht konstitutiv für die Abgrenzung der Teile gegeneinander. [...] Der eindeutigste Textbeleg dafür, daß die drei Seelenteile bei Platon nicht dem, was in der neueren Psychologie Verstand, Wille und Gefühl heißt, entsprechen, ist aber, daß Platon – und sogar mehrfach – allen seinen drei Seelenteilen Akte des Erkennens, Fühlens und Wollens, genauer: des Unterscheidens, der Lusterfahrung und des Strebens zuspricht“ (Schmitt 2003: 284).

Wie dem auch sei, historisch ist das von Bedeutung, was Wirkung gehabt hat. Und das ist nunmal die Vereinfachung des Platon’schen Seelenbegriffs.

Noch ein Beispiel: Im Jahre 1846 erschien in Prag ein Buch des katholischen Theologen und Pädagogen Wenzel Frost und seines Amtsbruders und Kollegen Wenzel Kotátko unter dem Titel „Der Mensch im Symbole“ und dem Untertitel „Spiegel für Jeden, dem daran liegt, ein Mensch zu sein“. Darin findet sich eine merkwürdige Graphik:

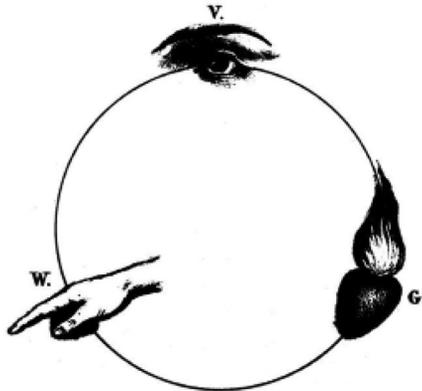


Abb. 1. Grafisches Modell der Modalität in Frost/Kotátko 1846: unpaginierter Anhang

Die einzelnen Seelenteile sind durch die Buchstaben V, W und G eindeutig gekennzeichnet. Dazu ist als Erläuterung zu lesen:

„Zu oberst (V) ist der Verstand als das erste und nothwendigste Geisteswerkzeug unter dem Sinnbild des Auges dargestellt. Was das Auge für die Sinnenwelt, dasselbe ist der Verstand für die geistige Welt.

Zur Rechten [recte: Linken] (W) ist der Wille unter dem Symbole der befehlenden Hand ausgedrückt. Wie der Mensch durch die Hand in der Welt der Materie, so vermag er durch den Willen im Bereich des geistigen zu wirken und zu schaffen.

Zur Linken [recte: Rechten] (G) ist das Gefühl als das geistige Herz, welches das Leben des inneren Menschen auf gleiche Weise bedingt wie das Herz durch die Blutströmung das Leben des Leibes. Denken wir uns beim Menschen das Gefühl hinweg, so haben wir uns zugleich den ganzen Lebensreiz desselben hinweggedacht“ (Frost/Kotátko 1846: 165).

Die Tatsache, dass bestimmte sprachliche Ausdrücke sowohl epistemische als auch emotive Modalität ausdrücken können, spricht dafür, dass Arbogast Schmitts Interpretation der Platon'schen Tripartition zutrifft. Ich möchte daher auch bei der Trias Verstand, Wille, Gefühl eher von einer Trichotomie sprechen, womit ich meine, dass es sich um drei Erscheinungsformen eines Phänomens handelt, eben der Modalität, der Möglichkeit, dass der sprechende Mensch Stellung zu dem nimmt, was er sagt. Somit können wir festhalten, dass Platon und seine Nachfolger eine ganz wesentliche Qualität der Sprache und des Sprechens erfasst und beschrieben haben.

Modalität manifestiert sich nicht in einzelnen Ausdrücken oder Formen. Modalität realisiert und manifestiert sich vielmehr in ganz unterschiedlichen sprachlichen Ausdrücken: In Wörtern, in Satzformen und Textstrategien. Nur in dieser Vielfalt kann Modalität zum Ausdruck des denkenden, fühlenden und sprechenden Menschen werden. Hennig Brinkmann spricht angesichts der sprachlichen Vielfalt von einem

„Modalfeld“ (Brinkmann 1971: 381), wobei er sich hauptsächlich auf den „Zusammenhang“ (ebd.: 384) der Modalverben bezieht. Ein sprachliches Feld ist in modernem Verständnis ein Kraftfeld, in dem die einzelnen Elemente „zusammenwirken“, d. h. ihre Position gegeneinander und untereinander bestimmen. Das trifft auch auf die drei Modalitätsarten zu.

Die Sprache ist ein Werkzeug, „die Welt bloß innerer Eindrücke zum Ausdruck zu bringen“ (Kähler/Nordhofen 2019: 136). Dass dabei die Emotionen eine fundamentale Rolle spielen, versteht sich von selbst. Nehmen wir noch einmal Wenzel Frost und Wenzel Kotátko: „Denken wir uns beim Menschen das Gefühl hinweg, so haben wir uns zugleich den ganzen Lebensreiz desselben hinweggedacht“.

Literaturverzeichnis

Quellen

- CONRADY, Karl Otto. *Der Große Conrady. Das Buch deutscher Gedichte*. Düsseldorf: Artemis & Winkler, 2008. Print.
- FROST, Wenzel und Wenzel KOTÁTKO. *Der Mensch im Symbole. Spiegel für Jeden, dem daran liegt, ein Mensch zu sein*. Prag: Gottlieb Haase, 1846. Print.
- HERDER, Johann Gottfried (Hrsg.). *Volkslieder Bd. 1*. Leipzig: Weygandsche Buchhandlung, 1778. Print.
- MÄRZ, Christoph (Hrsg.). *Die weltlichen Lieder des Mönchs von Salzburg*. Tübingen: Niemeyer 1999. Print.
- URL 2: <https://www.flickr.com/photos/51243943@N00/13582481693>. 21.9.2019
- Wunderhorn: *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*. Hrsg. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Heidelberg, Frankfurt: Mohr und Zimmer, 1806. Print.

Wissenschaftliche Literatur

- ADELUNG, Johann Christoph. *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. Zweyter Theil, von F – L. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig: Johann Gottlob Immanuel Breitkopf und Compagnie, 1796. Print.
- BRINKMANN, Hennig. *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. 2. Aufl. Düsseldorf: Schwann, 1971. Print.
- BÜHLER, Karl. *Sprachtheorie*. 2. Aufl. Stuttgart: Gustav Fischer, 1965. Print.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch*. 8. Aufl. Berlin: Dudenverlag, 2015. CD-ROM-Ausgabe.
- ERBEN, Johannes. *Deutsche Grammatik. Ein Abriß*. München: Hueber, 1972. Print.
- FIGHLER, Reinhard. „Sprachliche Formen der Benennung und Beschreibung von Erleben und Emotionen im Gespräch“. *Studia Germanistica* 6 (2010): 19–30. Print.
- GREPL, Miroslav und Zdeněk MASAŘÍK. „Zur Kategorie der Modalität im Deutschen und Tschechischen aus konfrontativer Sicht“. *Deutsch als Fremdsprache* 11 (1974): 370–378. Print.
- JÄNTTI, Ahti. „Zum Begriff der Modalität in der Sprachforschung“. *Probleme der Modalität in der Sprachforschung*. Hrsg. Ahti Jäntti. Jyväskylä: Univ. Jyväskylä, 1989, 11–36. Print.
- KÄHLER, Jutta und Susanne NORDHOFEN. *Geschichten zum Philosophieren*. Stuttgart: Reclam, 2019. Print.

- KLEIN, Wolf Peter. „Was können wir eigentlich von der Textlinguistik über die deutsche Sprache lernen?“ *Perspektiven der Textanalyse*. Hrsg. Veronika Kotůlková und Gabriela Rykalová. Tübingen: Stauffenburg, 2011, 11–24. Print.
- KÖLLER, Wilhelm. „Modalität als sprachliches Grundphänomen“. *Der Deutschunterricht* H. 4 (1995): 37–50. Print.
- MÜLLER, Jörn. „Psychologie“. *Platon-Handbuch*. Hrsg. Christoph Horn, Jörn Müller und Joachim Söder. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler, 2017, 147–160. Print.
- ORTNER, Heike. *Text und Emotion*. Tübingen: Gunter Narr, 2014. Print.
- SCHMITT, Arbogast. *Die Moderne und Platon*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2003. Print.
- SCHNEIDER, Sabine. *Die Ironie der späten Lyrik Heines*. Würzburg: Königshausen und Neumann, 1995. Print.
- SCHWARZ-FRIESEL, Heike. *Sprache und Emotion*. 2. Aufl. Tübingen, Basel: Francke, 2013. Print.
URL 1: Wikipedia s.v. Wenn ich ein Vöglein wär. https://de.wikipedia.org/wiki/Wenn_ich_ein_Vöglein_wär. 3.9.2019.
- Währrig. *Deutsches Wörterbuch*. 9. Aufl. Gütersloh, München: Wissensmedia, 2012. CD-ROM-Ausgabe.
- WOLF, Norbert Richard. „(Wort- und satzförmige) Modalitätsangaben“. *Deutsche Sprache, deutsche Kultur und finnisch-deutsche Beziehungen*. Fs. Ahti Jäntti. Hrsg. Christopher Hall und Kirsi Pakkanen-Kilpiä. Frankfurt (Main) u. a.: Peter Lang, 2007, 279–287. Print.
- WOLF, Norbert Richard. „Modalität als Ausdruck des sprechenden Menschen“. *Germanistische Linguistik und die neuen Herausforderungen in Forschung und Lehre in Tschechien*. Hrsg. Libuše Spáčilová und Lenka Vaňková. Brno: Academicus, 2008, 25–33. Print.
- WOLF, Norbert Richard. „Fachbegriffe werden getauft“. *Das Fachwort in der Tagespresse*. Hrsg. Lenka Vaňková. Berlin: Frank & Timme, 2019, 13–24. Print.

ZITIERNACHWEIS:

- WOLF, Norbert Richard. „Wenn ich ein Vöglein wär... Der Status der Emotionalität im Modalfeld des Deutschen“, *Linguistische Treffen in Wrocław* 17, 2020 (I): 355–366. DOI: <https://doi.org/10.23817/lingtreff.17-29>